

# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
Wildbader Chronik.

N. 35. 1887.

## Aus Leidenschaft.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Daß wir an seine Unschuld nicht glauben, weiß Hercher,“ sprach der Polizei-Kommissär. „Der beste Beweis für seine angebliche Ruhe ist, daß er seit seiner Verhaftung kaum wenige Stunden geschlafen hat; die innere Unruhe treibt ihn Tag und Nacht in der engen Zelle auf und ab, er würde sie zu beherrschen suchen, wenn er dazu im Stande wäre — da hört eben seine Verstellungskunst auf.“

Der Staatsanwalt entfernte sich wieder.

Noch einmal durchlas Eschbach die flüchtig geschriebenen Zeilen, dann reichte er sie Ernst.

„Wird Deine Schwester diesen Worten Glauben schenken?“ fragte er.

„Du willst ihr den Brief geben?“ warf Ernst ein.

„Ja, ich bitte Dich, ihn derselben mitzutheilen,“ fuhr Eschbach fort. „Sie kann mir nicht zutrauen, daß ich meinen Beruf in solcher Weise mißbrauche; sage ihr, ich habe mit meiner Ehre dafür, daß ich Hercher nicht ohne genügende Beweise verhaftet habe.“

„Sie weiß es, denn sie ist von seiner Schuld überzeugt.“

„Werden diese Zeilen nicht vielleicht dennoch Eindruck auf sie machen? Hercher hat ihr zu nahe gestanden.“

„Sie hat ihn nie geliebt, jetzt erst ist sie sich dessen vollkommen klar geworden.“

„Weshalb hat sie sich mit ihm verlobt?“

„Um dem Wunsche des Vaters nachzugeben. Sie sagte mir, sie habe, als Hercher sich um ihre Hand beworben, auf jedes Glück verzichtet, sie habe ihr Jawort als ein Opfer angesehen, welches sie dem Vater bringe.“

Eschbach richtete sich im Bette empor, seine Wangen rötheten sich, seine Augen leuchteten.

„Weshalb hat sie auf jedes Glück verzichtet?“ fragte er. „Hat sie keine Andeutung darüber gemacht?“

„Keine.“

Eschbach erfaßte die Hand des Freundes.

„Frage Umu,“ hat er mit leise bewegter Stimme. „Die Frauen empfinden tiefer als wir, ein einziges Wort, welches unserm Verständniß verloren geht, genügt oft für sie, um dadurch einen Blick in das Herz zu thun. Deine Frau ist so lieb und gut, daß ich überzeugt bin, Meta hat ihr Alles anvertraut. Wie erträgt Deine Schwester das Geschick?“

„Scheinbar ruhig und still, aber diese äußere Ruhe macht mich besorgt, denn ihr Schmerz kommt dadurch nicht zum Ausbruche. Wäre sie mittheilsamer, so würde sie es leichter tragen. Wir wagen Hercher's Namen gar nicht zu nennen, denn sie zuckt erschreckt zusammen, wenn sie nur an ihn erinnert wird. Sie scheint erst jetzt zu begreifen, wie namenlos unglücklich sie an der Seite dieses Mannes geworden sein würde.“

„Ich bitte Dich, genau zu beachten, welchen Eindruck diese Zeilen auf sie machen,“ fuhr Eschbach fort. „Gib ihr in meinem Namen die Versicherung, daß an Hercher's Schuld nicht mehr zu zweifeln ist, trotz der Dreistigkeit, mit der er leugnet.“

Ernst versprach, den Wunsch des noch immer Leidenden zu erfüllen, und verließ denselben.

Eschbach blieb in einer fast fieberhaften Unruhe zurück, denn Ernst's Worte hallten in ihm wieder. Als er nach London gegangen war, hatte er Meta in lebenslustiger und hoffnungsvoller Frische zurückgelassen, und kurze Zeit darauf, als Hercher sich um sie beworben, hatte sie bereits auf jedes Glück verzichtet. Was hatte diese Veränderung in ihr hervorgerufen? Gingen die Briefe, die er ihr geschrieben und auf welche er keine Antwort erhalten hatte, hiermit zusammen? Er mußte es annehmen, peinigte seinen Kopf aber vergebens, um Klarheit in diese Sache zu bringen. Weshalb — weshalb hatte Meta ihm nicht geantwortet? Wieder quälte ihn diese Frage, aber mehr und mehr drängte sich ihm die Vermuthung auf, daß der Einfluß eines Anderen dahinter stecke, und dieser Andere konnte nur Hercher sein. That er diesem Menschen Unrecht, wenn er ihm das Schlimmste zutraute?

Nur Meta konnte ihm hierüber Aufklärung geben, aber gerade mit ihr konnte er diesen Punkt am wenigsten besprechen.

Am folgenden Morgen begab er sich, obwohl noch immer sehr schwach, nach Hercher's Wohnung, deren genaue Durchforschung auf seinen Wunsch noch nicht vorgenommen war. Bei der Schlaueit des Ingenieurs durfte er kaum hoffen, irgend etwas zu finden, was als Beweis für seine Schuld dienen konnte; er erwartete dies auch nicht, sondern hoffte nur über das Leben des Mannes vielleicht manchen Aufschluß zu finden.

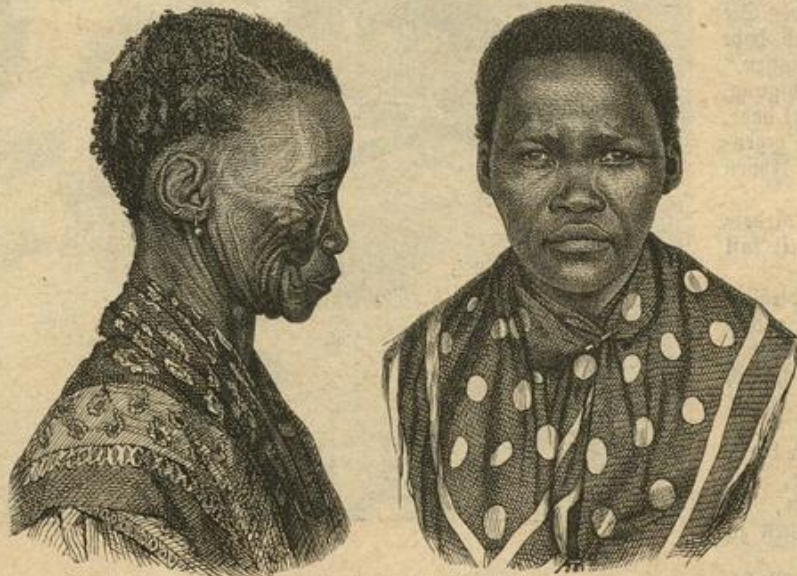
Eschbach untersuchte zunächst den Ofen, allein kein Zeichen verrieth, daß in demselben Papiere verbrannt waren. Dann begab er sich an die Durchforschung des Schreibsekretärs. Alle Papiere, welche derselbe enthielt, befanden sich in einer musterhaften Ordnung. In einem Schubfache lag Hercher's Einnahme- und Ausgabebuch, und der gewissenhafteste Kaufmann hätte dasselbe nicht genauer führen können. Hercher mußte nach seinen Ausgaben sehr einfach gelebt haben, denn kaum die Hälfte seiner Einnahmen hatte er verbraucht. Ueber die Ueberschüsse und Ersparnisse war mit derselben Sorgfalt Buch geführt, sie waren bei einem Bankhause in sicheren Werthpapieren niedergelegt.

Briefe waren nur sehr wenige vorhanden, und diese betrafen fast sämmtlich geschäftliche Angelegenheiten. Hatte er überhaupt nicht mehr Briefe empfangen, oder waren die anderen von ihm vernichtet?

Eschbach suchte nach Briefen Meta's, allein er fand nicht eine Zeile von ihrer Hand. Die Erfolglosigkeit seiner Nachforschung ärgerte ihn, unwillig schob er einen Kasten wieder zu, derselbe schloß nicht genau, seinem scharfen Auge fiel dies auf. Irgend ein Hinderniß mußte vorhanden sein, denn der Schreibsekretär war Hercher's Eigenthum

und sehr sorgfältig gearbeitet. Vorsichtig zog er den Kasten ganz heraus, es war nichts an ihm wahrzunehmen, als er indessen mit der Hand in die Oeffnung fuhr, stieß er ganz hinten an der Rückwand auf ein zerknittertes Papier. Dasselbe war offenbar aus dem Kasten gefallen und durch ihn an die Rückwand geschoben worden.

Arglos glättete er das Papier, welches offenbar schon längere Zeit dort gelegen hatte, und las es. Plötzlich sprang er auf, das Blut war aus seinen Wangen gewichen, seine Hand, welche das Papier hielt, zitterte. Seine Augen waren starr auf die Zeilen gerichtet, er las sie noch einmal, weil er seinen Augen nicht traute. Er hielt den Beweis



Typen der Hottentotten. (S. 140)

eines Bubenstückes in der Hand, an dessen Möglichkeit er nicht gedacht hätte, welches ihm aber zugleich die Aufklärung über Meta's Schweigen auf seine beiden Briefe gab.

Jetzt — jetzt begriff er, weshalb Meta ihm nicht geantwortet. Das Papier enthielt den Entwurf des Briefes der Toni Schwarz, den Meta empfangen und der ihr so unsagbar viel Kummer bereitet, und dieser Entwurf war von Hercher's Hand geschrieben.

Er vergaß seinen noch immer leidenden Zustand und raffte sich auf, um zu Meta zu eilen, ihr wollte er die Beilen zeigen, sie fragen, ob sie den Brief erhalten habe, und ihr dann sagen, daß jedes Wort in demselben erlogen sei.

Schon befand er sich auf der Straße, als er sich eines Anderen befann. Er eilte zum Gerichte, zum Untersuchungsrichter, der Hercher's Sache führte, und zeigte ihm den Brief.

„Bitte, lassen Sie den Menschen hierher bringen,“ bat er.

„Nicht in Ihrer Gegenwart, Sie sind noch zu angegriffen,“ warf der Richter ein.

„Nein, die Genugthuung, zu sehen, wie dieser Verbrecher erleicht, wenn er sein schändliches Thun immer mehr aufgedeckt sieht, wird mich mehr kräftigen als alle Ruhe,“ erwiderte Eschbach. „Er ist nicht vorbereitet, daß diese Beilen in seinem Sekretär gefunden sind, Alles, was nur den geringsten Verdacht auf ihn werfen konnte, hat er vernichtet, dieses Papier hat sich gegen seinen Willen und ohne sein Wissen erhalten.“

Der Richter schellte und befahl dem eintretenden Gerichtsdiener, den Verhafteten zu holen. Kaum wenige Minuten später wurde Hercher in das Zimmer geführt, fest, gerade trat er ein. Eschbach hatte sich so gestellt, daß er nicht sofort gesehen werden konnte.

Als Hercher den Kopf zur Seite bog und den Kommissär erblickte, zuckte er sichtbar zusammen. Sein Gesicht schien noch blässer zu werden. Tiefe Furchen hatten die wenigen Tage Haft in sein Antlitz gegraben, er schien um Jahre gealtert zu sein. Er mußte sich freilich sagen, daß es keine Rettung für ihn gab.

„Herr Ingenieur, den Brief, den Sie an Fräulein Harport gerichtet haben, habe ich derselben selbst übergeben lassen,“ sprach Eschbach. „Die Beschuldigung, daß ich Sie nur aus Haß verhaftet habe, war all' den vorliegenden Beweisen gegenüber doch zu plump, ich hätte Ihnen eine bessere Erfindung zugetraut.“

„Ich habe meine Ueberzeugung niedergeschrieben,“ entgegnete Hercher mit fast spöttischem Blicke.

„Es ist viel, daß Sie mir dies zu sagen wagen, Sie haben freilich nichts mehr zu wagen, denn an Rettung glauben Sie selbst nicht mehr,“ fuhr Eschbach fort. „Und sind Sie wirklich so ruhig, wie Sie in dem Briefe schreiben?“

„Weshalb nicht?“ warf Hercher dreist ein. „Herr Untersuchungsrichter, Sie haben mich hierher führen lassen, ich glaube nur verpflichtet zu sein, Ihnen zu antworten.“

„Der Herr Kommissär hat das Recht, Fragen an Sie zu richten,“ gab der Richter zur Antwort.

Der Ingenieur zuckte geringfügig mit der Schulter.

„Kennen Sie dies Papier?“ fragte Eschbach, dicht vor den Verhafteten hintretend.

Hercher's Augen schlossen sich halb; es schien ihm sehr unerwartet zu kommen, er schwieg, als ob ihm die Antwort fehle.

Eschbach wiederholte seine Frage.

„Gewiß,“ gab Hercher zur Antwort.

„Sie haben dies geschrieben?“

„Ja.“

„Sie haben diesen Brief, der die infamsten Lügen enthält, an Fräulein Harport gesandt?“

„Nein.“

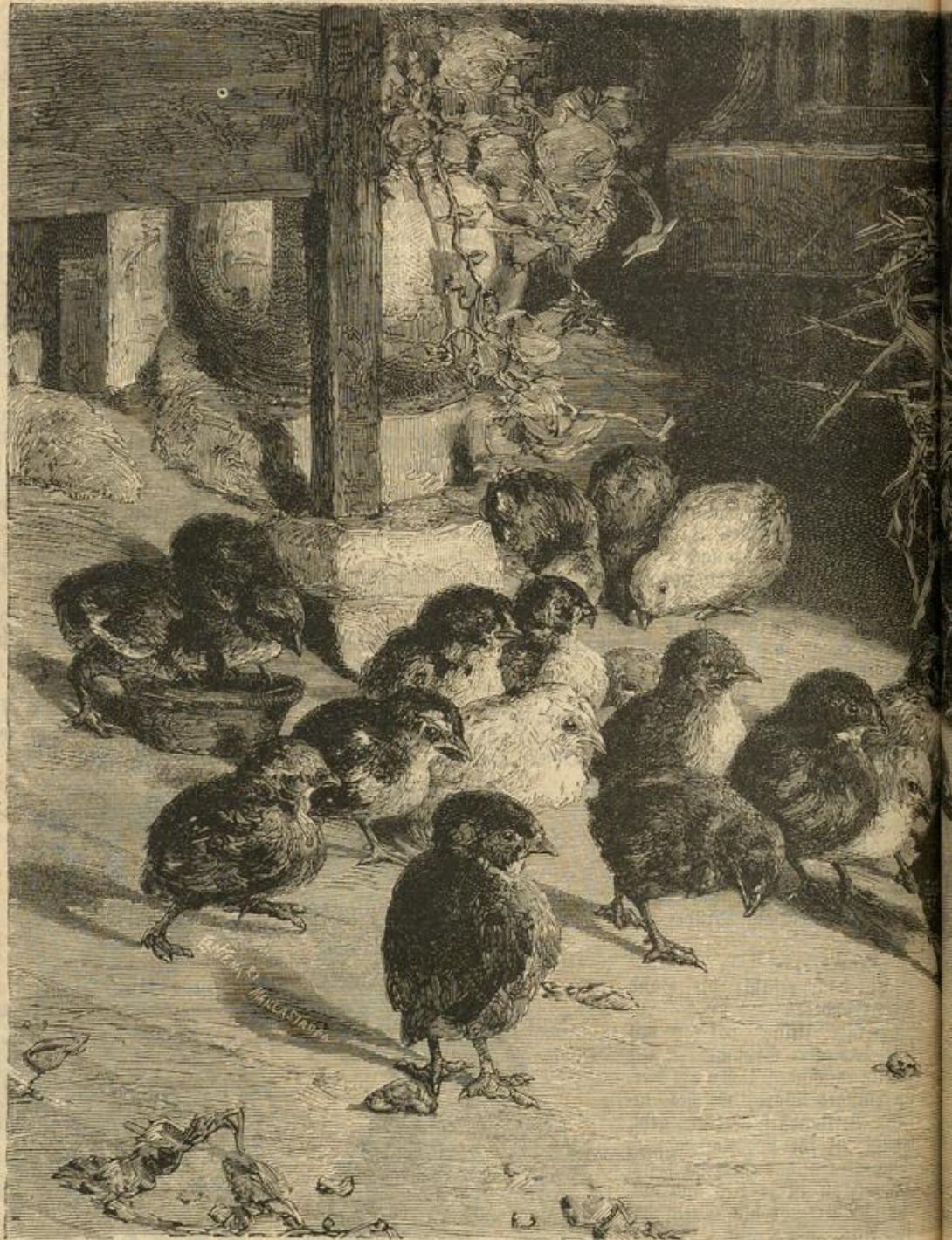
„Sie wagen auch dies zu leugnen? Ich habe dieses Papier in Ihrem Schreibsekretär gefunden!“

„Wohl möglich.“

„Fräulein Harport hat diesen Brief erhalten!“ rief Eschbach mit Entschiedenheit.

„Gewiß, aber nicht von mir, sondern von der Dame, die ihn unterzeichnet hat; ich fand den Brief bei meiner Verlobten, und da der Inhalt desselben mich sehr interessirte, so habe ich den Brief abgeschrieben, die Abschrift halten Sie in der Hand.“

Eschbach war durch die dreiste, schnelle und gewandte Lüge doch



Das tollt

für einen Augenblick überrascht.

„Hoffen Sie wirklich mit dieser Ausrede Glauben zu finden?“ rief er.

„Bei Ihnen nicht Sie sind aber gottlob nicht mein Richter.“

„Weiß Fräulein Harport, daß Sie den Brief, den sie erhalten hat, gelesen haben?“ forschte Eschbach weiter.

„Nein.“

„Wo wollen Sie den Brief gelesen haben?“

„Auf dem Zimmer meiner Verlobten.“

„Wo lag derselbe?“

„Ich glaube auf ihrem Schreibtische, genau weiß ich es nicht mehr.“

„Sie haben sonst ein gutes Gedächtniß. Wo wollen Sie die Ab-  
 schrift angefertigt haben?“  
 Hercher zögerte wieder einen Augenblick mit der Antwort.  
 „Auf meinem Zimmer,“ sprach er dann. „Ich steckte den Brief  
 zu mir, er interessirte mich.“  
 „Wo haben Sie denselben gelassen?“  
 „Ich habe ihn am folgenden Tage wieder auf den Schreibtisch  
 meiner Verlobten gelegt.“  
 „Und Sie haben gegen Fräulein Harport nichts darüber erwähnt?“  
 „Natürlich nicht; ich denke, der Inhalt ist derart, daß man mit  
 einem jungen Mädchen darüber nicht sprechen kann.“

Hercher blickte mit geringschätzendem Lächeln zur Seite und verließ  
 das Zimmer.  
 „Glauben Sie wirklich, daß er den Brief geschrieben hat?“ fragte  
 der Untersuchungsrichter.  
 „Natürlich. Außer ihm hatte Niemand das geringste Interesse,  
 Fräulein Harport gegen mich einzunehmen,“ entgegnete Eschebach. „Mich  
 hat die Schnelligkeit, mit der er eine Ausrede fand, überrascht, ich gebe  
 zu, daß er eine geschicktere kaum hätte ersinnen können, und doch muß  
 sich Jeder fragen, was hätte ihn veranlassen können, eine Abschrift des  
 Briefes zu nehmen?“  
 „Vielleicht um sie später bei irgend einer Gelegenheit gegen Sie  
 zu benutzen,“ warf der Untersuchungsrich-  
 ter ein.



„Das wäre möglich,“ gab Eschebach  
 zu. „Fräulein Harport hat von der Auf-  
 findung dieses Papiers noch keine Ahnung,  
 es fragt sich, ob er überhaupt im Stande  
 war, den Brief in seine Hände zu be-  
 kommen. Das werde ich heute noch er-  
 fahren. Für mich existirt nicht der ge-  
 ringste Zweifel, daß er den Brief erfon-  
 nen und geschrieben hat.“  
 „Ich werde das Fräulein vernehmen,“  
 bemerkte der Untersuchungsrichter. „Dieser  
 Brief ist insofern von Bedeutung, als er,  
 wenn Hercher ihn geschrieben hat, auf  
 den Charakter des Mannes ein sehr  
 scharfes Licht wirft.“

Aus Eschebach's Augen leuchtete bei  
 diesen Worten eine unverkennbare Unruhe.  
 Er schien dies nicht erwartet zu haben  
 und schritt im Zimmer auf und ab.  
 „Ist dies durchaus nothwendig?“  
 fragte er.

„Für die Beurtheilung des Charakters  
 und der Wahrheitsliebe des Angeeschuldig-  
 ten ist es von Bedeutung.“

„Würden Sie mir gestatten, daß ich  
 dem Fräulein zuvor diese Zeilen zeige  
 und sie frage, ob Hercher eine Abschrift  
 hat nehmen können?“

Dem Richter war die Unruhe des  
 Kommissärs nicht entgangen.

„Sie haben ein besonderes Interesse  
 dabei?“ fragte er lächelnd.

„Ja,“ gab Eschebach offen zur Ant-  
 wort. „Dieses Interesse steht jedoch mit  
 dem meines Berufes nicht im Geringsten  
 im Widerspruch, und wäre dies der Fall,  
 so dürften Sie versichert sein, daß ich  
 meine Pflicht nicht vergessen würde. Ich  
 habe das alleinige Bestreben, die volle  
 Wahrheit zu entdecken und zu beweisen.“

„Es war nicht Mißtrauen, welches  
 mich zu der Frage bewog,“ bemerkte der  
 Richter. „Handeln Sie ganz, wie Sie  
 es für gut befinden.“

„Ich danke Ihnen,“ sprach Eschebach,  
 indem er das Papier sorgfältig in seiner  
 Brusttasche barg. „Ich hoffe, Ihnen  
 den unzweifelhaften Beweis bringen zu  
 können, daß Hercher diesen Brief erfunden  
 und geschrieben hat.“

Er entfernte sich.

13.

So groß auch die Aufregung des  
 Kommissärs war, so vergaß er doch  
 nichts, was zur Erforschung der Wahrheit  
 führen konnte. Zunächst begab er sich  
 zum Anmelde-Unt: der Polizei, um zu erfahren, ob es wirklich eine  
 Toni Schwarz gab. Die amtlichen Bücher wiesen keine Person dieses  
 Namens nach, und selbst als er in der Nachforschung um Jahre zurück-  
 greifen ließ, wurde der Name Toni Schwarz nicht gefunden. Er hatte  
 vorausgesehen, daß Hercher einen erdichteten Namen gewählt hatte, um  
 eine Nachforschung von Seiten Meta's zu verhindern.  
 Er begab sich zu Harport's Wohnung. Au empfang ihn, und die  
 Freude, ihn wiederzusehen, leuchtete aus ihren Augen.

„Ernst hat mir gesagt, daß noch Tage hingehen würden, ehe Sie  
 das Haus verlassen dürften!“ rief sie.

(Fortsetzung folgt.)

„Ihr Bartsgefühl hinderte Sie doch nicht, Ihrer damaligen Ver-  
 lobten einen Brief zu entwenden.“  
 „Herr Kommissär, dies habe ich allein mit meiner Braut abzu-  
 machen!“ rief Hercher, den Kopf emporhebend.  
 „Ah, Sie hoffen noch immer, durch einen dreisten Ton zu impo-  
 nieren, beweisen indessen dadurch nur, daß Sie nicht die geringste Reue  
 empfinden, ein Gewissen habe ich Ihnen freilich nie zugetraut.“  
 Drohend trat Hercher auf den Kommissär zu, der, ohne sich zu  
 rühren, mit festem Auge ihn ansah. Der Untersuchungsrichter schellte,  
 der Gerichtsdiener trat ein und erhielt den Befehl, den Verhafteten in  
 seine Zelle zurückzuführen.  
 „Geben Sie auf den Herrn sorgsam Acht,“ mahnte Eschebach den Diener.

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Die Hottentotten.** (Mit Bild auf Seite 137.) — Die Hottentotten, deren Rassenotypus unser Bild auf S. 137 den Lesern veranschaulicht, sind die Ueberbleibsel eines Urvolkes von Hirten, welches einst den südlichsten Theil von Afrika allein bewohnte und allmählig durch fremde Einwanderung verdrängt und unterjocht wurde, so daß die Hottentotten gegenwärtig, gleich den Indianern Nordamerikas, zu allmähligem Aussterben verurtheilt erscheinen. Sie bilden mit den ihnen nahe verwandten Buschmännern eine eigene Rasse, welche sich durch hellere Hautfarbe (von Hell- bis Dunkelbraun), durch büschelförmige Wollhaare, schwache Muskelkraft, aber außerordentlich scharfe Sinne, durch eine eigene, an Schnalzlauten reiche Sprache und eine große Gelehrigkeit auszeichnet. Sie sind selten mehr als mittelgroß, sanft, mehr schlau und listig, als muthig und kriegerisch, und haben wenig Ehrgeiz und Gefühl für Freiheit und Unabhängigkeit. Das ganze Volk der Hottentotten zerfällt in drei Gruppen: die sogenannten Kolonialen in der Kapkolonie, die seit mehr als zweihundert Jahren von den Europäern unterworfen sind; die Koranas am oberen Baal- und Hartfluß und endlich die Namaquas zwischen der Westküste Südafrikas, der Walfischbai und der Wüste Kalahari. Die Hottentotten sind Heiden und stehen auf einer niedrigen Kulturstufe; ihre Verfassung ist eine sehr lose patriarchalische.

**Das todte Küchlein.** (Mit Bild auf Seite 138 und 139.) — Es ist ein kleines Drama, das freilich nur im Hühnerhofe spielt, welches unser Bild auf Seite 138 und 139 darstellt. Eine Schaar lustig sich umhertummelnder Küchlein erblickt plötzlich eines aus ihrer Mitte tot auf dem Boden liegend. In der Haltung der vordersten spiegeln sich Schrecken, Ueberraschung und Neugierde zu gleicher Zeit, während ganz hinten einige Küchlein, zu denen die aufregende Kunde noch nicht gelangt ist, lustig weiterpicken. Rechts im Hintergrunde aber brütet die alte Glucke mit philosophischem Gleichmuth schon wieder über neuen Eiern und schaut ziemlich apathisch auf den Vorgang nieder.

**Ein origineller Steckbrief.** — Als der König Jerome im Jahre 1813 seine Residenzstadt Kassel für immer verlassen, brachte die dortige Zeitung folgendes Inserat:

Steckbrief hinter Hieronymus.

Demnach der in untenstehendem Signalement näher beschriebene Kaufmannsdienere Hieronymus, welcher sich einige Jahre als Verwalter in Geschäften seines älteren Bruders in hiesiger kurfürstlicher Residenzstadt Kassel aufgehalten, sich mehrerer Verbrechen schuldig gemacht, indem er sich nicht allein gegen die geheiligte Person unseres geliebten Kurfürsten und andere regierende Häupter auf das Gröblichste vergangen, vielfältige Räubereien und Mordthaten verübt, falsch Geld geprägt und in Umlauf gebracht, sehr große, bedeutende Summen unterschlagen und verschwendet, unzählige Schulden gemacht und die meisten der hiesigen und auswärtigen Einwohner schändlich betrogen, sondern außerdem noch durch eine höchst ruchlose Lebensart männiglich ein böses Beispiel gegeben hat, nach in Leipzig ausgebrochenem großen Vandalentodt seines vorhin erwähnten älteren Bruders, und ehe derselbe zur gefänglichen Haft gebracht werden können, heimlich von hier entwichen, an der Fahhaftwerdung dieses höchst gefährlichen Menschen aber, welcher wahrscheinlich jetzt flüchtig umher irrt, sehr gelegen ist, so werden alle Ortsobrigkeiten und Jedermann hierdurch geziemend gebeten und aufgefordert, auf denselben ein wachsames Auge zu haben, ihn im Betretungsfalle sofort, wo sie ihn finden, ohne Weiteres zu arretiliren, geschlossen und unter Bedeckung anhero zu liefern; und werden Demjenigen, der ihn entdeckt und dazu behilflich ist, daß er, Anderen zum abschreckenden Beispiel, zur wohlverdienten Strafe gebracht werde, hiermit von uns, um damit gänzlich aufzuräumen, eine Belohnung von 10,000 Stück Centimen versprochen und zugesichert!

So geschehen zu Kassel den 30. Oktober 1813.

Die sämtliche Bürgerschaft.

Signalement des entsprungenen Infulpaten: Hieronymus, 29 Jahre alt, kleiner Statur, elenden Körperbaues, entnervt und kraftlos, blassen, gelblichen Angesichts, triefenden, hohlliegenden Augen, schüchternen Blickes, mittlerer Nase und spitzen, hervorragenden Kinnes, ist besonders an seiner undeutlichen, schnarrenden Aussprache kenntlich. Bei seiner Entweichung trug er einen weißen, abgetragenen, mit Viken und goldenen Tressen besetzten Rock mit blauen Aufschlägen und Kragen, kurze, weiße, tuchene Weste und bocklederne Hosen. Ferner hatte er einen alten, großen dreieckigen Hut auf und trug neue vorgeschuhte Stiefel mit schmügigen, gelben Klappen, welche unten stark mit Kreuzspinnen beschlagen waren.

**Das Klootschießen.** — In den Marischen Norddeutschlands, namentlich in Ostfriesland und Oldenburg, bildet das Kugelwerfen oder Klootschießen während der Wintermonate ein landesübliches Vergnügen. Sobald es stark gefroren hat, werden in den Ortschaften Probeshießen abgehalten, um zu ermitteln, wer die besten Werfer oder Klootschießer des Jahres sind. Werden dabei gute Würfe gethan, so ergeht an benachbarte Ortschaften die Herausforderung, indem eine der zum Werfen gebrauchten Holzernen, mit Blei ausgegossenen Kugeln im Wirthshause der herausgeforderten Ortschaft aufgehängt

wird. Durch Herabnehmen der Kugel übernimmt die männliche Einwohner-schaft des Dorfes die Verpflichtung, sich im Kampfe mit den Herausforderern zu messen. Der Tag wird festgesetzt und unter dem Geleite von mindestens der Hälfte der männlichen Einwohner der beteiligten Orte rücken nun die Klootschießer gegen einander aus. Vor ihnen gehen kundige Leute, um ihnen die beste Richtung für ihre Kugeln anzugeben, neben ihnen Träger von wollenen Decken, die auf die Erde gebreitet werden, um den Werfern einen sicheren Anlauf zu gewähren, und damit es Werfern und Zuschauern unterwegs nicht an Stärkung fehlt, begleiten Marktentender den Menschenschwarm. Es wird ein bestimmtes Ziel abgesteckt, und diejenige Partei ist Siegerin, der es gelingt, in den wenigsten Würfen das Ziel zu erreichen. Sobald ein guter Wurf gethan ist, begrüßen die Kameraden den glücklichen Klootschießer mit lautem Hurrah, bis endlich für die eine oder andere Ortschaft der Sieg entschieden ist. Im Wirthshause des siegenden Theiles wird dann gemeinsam ein Zechgelage gehalten, bei dem oft genug Sieger und Besiegte handgemein werden. Die Einsätze bei dem Klootschießen betragen gewöhnlich 10 bis 20 Mart, doch steigen sie bei größeren Werfereien, wo sich ganze Amtsbezirke messen, bis auf 1000, ja 1500 Mart.

**Ein eigenhändige Nachschrift Friedrich's des Großen.** — Der Generalmajor v. Wobernow, der mit einem preussischen Corps an der polnischen Grenze stand und mit dessen Operationen der große König sehr unzufrieden war, erhielt in Folge dessen einen sehr derben Verweis von Friedrich. Als Nachschrift schrieb derselbe eigenhändig darunter: „Ihre polnische Kampagne meritirt gedruckt zu werden, als ein ewiges Exempel wie von keinem vernünftigen Offizier muß gefolgt werden. Alle Sottisen, die man im Kriege thun kann, haben Sie gethan, und nicht das Geringste, das ein vernünftiger Mensch approbiren kann. Ich mache daher die Briefe, die von Ihnen kommen, allezeit mit Zittern auf. Frederic.“ Bald darauf fiel der General im Treffen bei Ray 1759 gegen die Russen; es hieß, er habe nach diesem Briefe des Königs den Tod gesucht. [Z.]

**Ein Mittel, um Eitel zum Schweigen zu bringen.** — Die Beobachtung der Thiere führt mitunter zu recht ergötzlichen Resultaten. Einen entschieden humoristischen Anflug hat z. B. die Art, wie man einem Eitel sein abscheuliches Geschrei verwehren kann. Das Rezept ist sehr einfach. Man binde ihm einen Stein an den Schweif und er wird ruhig bleiben, denn man hat wohl bemerkt, sagt die Regel, daß ein Eitel, wenn er zu schreien anfangen will, seinen Schweif hebt und denselben beinahe wagrecht aufstreckt; er hält ihn sogar ganz straff, so lange er die lautesten unartikulirten Töne ausstößt. Deshalb der Beschwörer, der das Thier verhindern solle, den Schweif aufzuheben und zu strecken. Probatum est! [E.]

**Ein Gegengeschenk.** — Katharina II. von Rußland machte an Voltaire ein Geschenk in Gestalt einer Dose von Eisenblei, die sie selbst gedrechselt hatte. Um der Kaiserin dafür ein Gegengeschenk zu machen, lernte der große Gelehrte von seiner Nichte, der Madame Denis, striden, und sandte der Monarchin ein Paar Strümpfe von weißer Seide, die er selbst gestrickt hatte, mit einer Epistel in Versen, worin er sie bat, daß sie, da er von der Hand einer Frau eine Arbeit männlicher Hände erhalten, dagegen eine Arbeit weiblicher Hände von den Händen eines Mannes gefertigt annehmen möge. R. St.



Verkehrter Einkauf.

Höherin: Da hat Ihr Herr Gemahl recht schöne Krebse gelaunt und schickt mich damit zu Ihnen her!  
Junge Hausfrau: Oh diou, was mein Mann aber auch macht — diese garstigen grünen Dinger kann man ja gar nicht brauchen; wir wollten welche zum Essen — rote!

**Räthsel.**

Ein widerwärt'ges Thier sagt's an;  
Nimmst Du den Kopf ihm, machst sodann  
Den Fuß dazu, wird offenbart  
Ein häßlich Thier Dir and'rer Art. [C. Maurer.]  
Auflösung folgt in Nr. 36.

**Bilder-Räthsel.**



Auflösung folgt in Nr. 36  
Auflösung des Räthfels in Nr. 34: Stein.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag von Chr. Widdbrecht in Widdbad.  
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
Hermann Schönlein in Stuttgart.